

dtv

1843 wird der junge Matrose Narcisse Pelletier von seinem Kapitän versehentlich an der australischen Ostküste zurückgelassen. Als man ihn nach siebzehn Jahren zufällig wiederfindet, lebt er inmitten eines Stamms von Jägern und Sammlern: Er ist nackt und tätowiert, spricht nur noch deren Sprache. Seinen Namen hat er vergessen.

Was ist geschehen? Dieses Rätsel versucht der Entdecker Octave de Vallombrun zu ergründen und glaubt sich der Lösung schon ganz nah, als ihm der »weiße Wilde« in gebrochenem Französisch antwortet. Er bringt seinen verunglückten Landsmann nach Paris und macht es sich zur Aufgabe, ihn in sein altes Leben, zu seiner Familie zurückzuführen. Doch Narcisse Pelletier öffnet sich dem selbsternannten Retter nur widerwillig: Reden, so sagt er, sei wie Sterben.

Packend und elegant, frei nach einer wahren Geschichte, erzählt François Garde in seinem vielfach ausgezeichneten Debütroman von einem, der die sogenannte Zivilisation über alles stellt, und von einem, dessen Leben dreigeteilt wurde in ein Vorher, Während und Danach.

François Garde wurde 1959 in Le Cannet, nahe der französischen Mittelmeerküste, geboren und war als hoher Regierungsbeamter u. a. auf Neukaledonien tätig. »Was mit dem weißen Wilden geschah« wurde in Frankreich mit acht Literaturpreisen ausgezeichnet, darunter der Prix Goncourt für den besten Debütroman.

François Garde

Was mit dem
weißen Wilden
geschah

Roman

Aus dem Französischen
von Sylvia Spatz

dtv

Titel der französischen Originalausgabe
»Ce qu'il advint du sauvage blanc«, Éditions Gallimard, Paris 2012
© Francois Garde 2012

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



2. Auflage 2018
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Verlages C.H.Beck, München
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2014
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung
eines Fotos von gettyimages/Florilegius
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
(Satz nach einer Vorlage des C.H.Beck Verlages)
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14614-2

Als er auf dem Gipfel des kleinen Felsens angekommen war, entdeckte er, dass er allein war. Die Schaluppe befand sich nicht mehr auf dem Strand, sie schwamm auch nicht auf den türkisfarbenen Wellen. Vor der Bucht lag kein Schoner mehr vor Anker, am Horizont waren nicht einmal Segel zu erkennen. Er schloss die Augen, schüttelte den Kopf. Nichts zu machen. Sie waren abgesegelt.

Absurderweise fühlte er sich schuldig. Nachdem sie die Schaluppe an Land gezogen hatten, hatte der Bootsmann die Matrosen aufgeteilt, um auf der Suche nach Trinkwasser mehr Chancen zu haben. Drei schickte er zu der Baumreihe, die sich am Ende des Strands abzeichnete; drei weitere auf die andere Seite der Bucht, die felsig und wenig einladend wirkte; die restlichen sollten in Gesteinsmulden nachsehen und am Fuß der Kalkwand nach einer Grotte suchen. Zuerst hatte er zusammen mit seinen Kameraden Korallenblöcke inspiziert, aber schnell gemerkt, dass alle Mühe vergebens war: Regen, der hierauf fiel, sickerte sofort hindurch in den Sand. Anstatt auf gut Glück herumzustochern, wollte er lieber nach Spuren von Leben Ausschau halten: Tiere oder Menschen würden ihn zu einer Wasserquelle führen. Es wehte eine leichte Brise und nahm der tropischen Sonne etwas von ihrer Intensität.

Er begann zu klettern, bewegte sich geschmeidig das Kliff hinauf,

hielt sich an Wurzeln oder Felsvorsprüngen fest. Nach einigen Minuten und einem recht waghalsigen Klimmzug, der viel Kraft kostete, gelangte er auf den oberen Rand. Er winkte seinem Schiff, schwenkte die Arme, aber niemand schenkte ihm Aufmerksamkeit, und so wandte er sich landeinwärts. Vor seinen Augen erstreckte sich eine weite Ebene. Grasbüschel und vereinzelte magere Bäume, die metallisch grün und staubbedeckt waren, ließen erahnen, wie sehr diese Gegend mit Wasser geizte. Nirgendwo ein Haus oder Rauch. In dieser kargen Steppe würde er die Quelle, nach der sie alle suchten, nie finden.

Während er die wenig verheißungsvolle Landschaft betrachtete, fiel ihm auf, dass nicht weit entfernt eine Rinne begann, die sich in die Hochebene erstreckte, dort verbreiterte und schließlich in eine Senke mündete. Er folgte ihr mit den Augen und stellte fest, dass sie immer breiter und tiefer wurde. Die Bäume zu beiden Seiten waren grüner und größer als die anderen und formten am Ende einen kleinen Wald, dessen smaragdgrüne Farbe aus der blassen Umgebung herausstach. Bei Regen musste sich in dieser natürlichen Vertiefung das Wasser sammeln. Vielleicht gab es dort irgendwo im Schatten einen Tümpel. Selbst das kleinste und sumpfigste Wasserloch würde ausreichen, um ein Fass zu füllen und die Kranken zu retten.

Er ging geradewegs auf die Doline zu und begann seinen Abstieg in diese trichterförmige Senke. Der Weg war beschwerlich, denn die Vegetation unterschied sich von jener in der Ebene: verwachsene Büsche und Zwergsträucher mit glänzenden Blättern, zwischen denen er sich hindurchwinden musste. Dann tauchte eine Art Kresse auf, die allmählich alle anderen Pflanzenarten verdrängte. Schließlich gelangte er in eine kleine Talmulde, die einige Meter tiefer lag als die Ebene. Er befühlte die Erde, sie war feucht. Aber nirgendwo ein Rinnsal, nicht einmal eine Pfütze. Er kniete nieder und schabte und stocherte mit seinem Messer herum. Die feuchte Erde war locker, und er schaffte es, ein Loch zu graben, so tief wie sein Unterarm. Vergeblich.

Er war nicht der Held des Tages. Ein wenig enttäuscht erhob er

sich und ging durch den Hohlweg zurück Richtung See. Dieser Spaziergang am Grund der kühlen, grünen Allee inmitten des grauen Buschs würde sein Geheimnis bleiben, eine winzige Genugtuung auf der Suche nach Wasser an dieser unbekannten Küste. Er beeilte sich nicht, sondern schritt ruhig den leichten Anstieg zum Kamm hinauf, der die Bucht überragte.

Und hier entdeckte er, dass er allein war. Er stieß einen Schrei aus, der auf keinem Schiff gehört wurde. Seine Gedanken überschlugen sich, Panik befahl ihm, er wurde wie wahnsinnig: So schnell er konnte, kletterte er die Steilküste hinab, rutschte ab, schrammte entlang, hätte sich zweimal fast das Genick gebrochen, sprang in den Sand, raste den feuchten Strand hinunter zum Wasser und lief bis zur Brust hinein, um dem Schiff, das nicht mehr da war, so nahe wie möglich zu kommen, schrie vor Wut, er schrie um Hilfe. Seine Schreie wurden hier ebenso wenig gehört wie oben auf dem Kliff. Als eine Welle seinen Hals umspülte, zog er sich, den Blick immer noch aufs offene Meer gerichtet, zurück an den Strand.

Er brauchte einen Aussichtspunkt, von dem aus er den Horizont absuchen konnte. Zitternd vor Aufregung stieg er das Kliff wieder hinauf.

Was war passiert? Wie lange hatte sein Alleingang ins Landesinnere gedauert? Höchstens eine Stunde. In der Zwischenzeit hatte man die Schaluppe zurückgerufen: Er hatte die Fahne Zurück an Bord nicht gesehen und auch die Gewehrschüsse nicht gehört. Die Saint-Paul hatte den Anker gelichtet, die Segel gesetzt und war ausgelaufen. Doch warum? Warum so schnell und ohne ihn?

Er setzte sich in den Schatten eines knorrigen Bäumchens. Seine Erlebnisse auf See, einige Sätze, die in der Führungsmannschaft gefallen waren, kamen ihm in den Sinn. Laut Steuermann war der Ankerplatz, grober Sand auf Fels, nicht sehr günstig. Der Vollmond

von vor zwei Tagen verstärkte die Gezeiten. Letztlich hatte der Kapitän der Einfahrt in die fremde Bucht nur zugestimmt, um dort nach Trinkwasser für die Kranken zu suchen. Der Wind vom Land schien aufzufrischen.

Kurz zuvor hatte er noch Wirbel und Strudel bemerkt, dann jedoch war das Wasser so still gewesen wie auf einem See, und alle waren zuversichtlich. Erst jetzt, aus dem Schatten des Bäumchens, sah er, was der Mann im Ausguck lange vor ihm gesehen haben musste: Die Bucht war von einem Korallenriff umschlossen, das allmählich immer weiter aus dem Wasser ragte und nur zwei enge Durchfahrten ließ. Sie waren bei Flut zufällig durch die breitere eingelaufen und hatten sich nichts dabei gedacht. Mit der Ebbe aber war die Gefahr sichtbar geworden. Mit einem unsicheren Ankerplatz und auffrischendem Wind konnte der Kapitän nicht riskieren, in der Bucht festzusitzen. Ihm war gar nichts anderes übrig geblieben, er musste so schnell wie möglich ablegen, solange der Schoner noch manövrierfähig war. Vielleicht hatte der Bootsmann erwähnt, dass ein Matrose fehlte, doch es hätte wohl eine weitere Stunde gekostet, abermals an Land zu gehen, nach dem Vermissten zu suchen und dann die Segel neu zu setzen. Um das Schiff zu retten, mussten sie schnellstmöglich die offene See erreichen.

Er malte sich die Situation aus, die Diskussionen und aufeinanderfolgenden Befehle. Die Vorstellung erheiterte ihn. Der Kapitän hatte richtig und wie ein Seemann entschieden. Man hatte ihn nicht mutwillig zurückgelassen, nicht gezielt verraten, sondern so gehandelt, wie es die Lage erforderte. Er hatte sich befehlswidrig von der Gruppe entfernt und damit eine Strafe verdient. Die drohenden Prügel des Bootsmanns beunruhigten ihn kaum – er war daran gewöhnt, aus der väterlichen Schuhmacherwerkstatt, aus der Schule, vom Vorschiff –, er hoffte nur, keine Geldbuße zahlen zu müssen. Und in zwei oder drei Monaten würden sie alle über seine missglückte Heldentat lachen.

Der Wind nahm zu, das Meer jenseits der Bucht wurde unruhig, die heranrollenden Wellen brachen sich am Korallenriff. Geistesabwesend griff er nach einem Stein und warf ihn in einen Haufen trockener Äste. Einer von ihnen entpuppte sich als stattliche silberfarbene Echse, die stehen blieb und ihren Schlangenkopf wiegte, bevor sie im Gestrüpp verschwand.

Er überdachte seine Lage und bekam Angst: Man hatte ihn an einer unbekannten Küste zurückgelassen, ohne Vorräte, umgeben von wilden Tieren, vielleicht sogar von Kannibalen, die nur auf die Nacht warteten, um über ihn herzufallen. Er hatte weder zu essen noch zu trinken, nichts, um Feuer zu machen. Ihm blieben nur seine Kleider und das Messer am Gürtel.

Er musste sich darauf einstellen, auf dem Boden zu schlafen. Bei diesem Seegang würde das Schiff wohl kaum vor Einbruch der Nacht zurück sein. Aber er wollte seinen Beobachtungsposten nicht verlassen, diese Anhöhe, von der er die gesamte Bucht überblickte. Um sich die Zeit zu vertreiben, aber auch mit der leisen Vorahnung, sich verteidigen zu müssen, sammelte er einige halbwegs gerade Äste, entfernte die Rinde und schnitt die Enden zu. Das Ergebnis war ein Bündel spitzer Stöcke, eine Mischung aus kurzen Spießern und dicken Speeren. Waffen zu haben, wenn auch nur primitive, beruhigte ihn ein wenig.

Einsamkeit und Hunger lasteten auf ihm wie eine große Erschöpfung. Die Sonne ging unter. Seiner Erfahrung nach blieben ihm noch eine Stunde Tageslicht, zwei Stunden, ehe es völlig dunkel sein würde. Er fragte sich, wo er die Nacht verbringen sollte. Der Wind frischte weiter auf und kündigte womöglich Regen an, am Rand der Steilküste zu schlafen, schien wenig ratsam. Er ging zur Senke zurück und stieg hinab, bis er unter Bäumen ein sandiges Plätzchen fand. Dort begann er, sich einen Unterstand zu bauen, indem er einige Zweige abbrach, sie verschränkte und gegen zwei dicht beieinanderstehende Stämme lehnte. Nicht weit davon wuchs Farnkraut, mit dem er die Löcher stopfte und sein Lager bereitete. Die provisorische

Hütte würde ihn ein wenig vor schlechtem Wetter schützen. Und sollte ihn ein Tier oder ein Wilder im Schlaf angreifen, würde sie einstürzen und er aufwachen, zu seinen Spießen greifen und sich bis zum letzten Atemzug verteidigen. Er bezog wieder Stellung auf seinem Beobachtungsposten und blieb bis zur Abenddämmerung. Dunkle Wolken jagten über den Himmel. Die Meeresoberfläche kräuselte sich wie ein von silbernen Kämmen durchzogener See aus Teer, der Lärm von der Brandung draußen am Riff war ohrenbetäubend. Kein Licht, kein Signal weit und breit.

Seit dem Aufenthalt in Kapstadt war das seine erste Nacht an Land. Bei der Erinnerung an Kapstadt musste er unwillkürlich lächeln. Die Überfahrt von Bordeaux aus war problemlos verlaufen, und während des einwöchigen Zwischenstopps hatte er an zwei Abenden Landurlaub gehabt. Zusammen mit drei Kameraden war er vom Hafen der Weltstadt aus auf Entdeckungsreise gegangen, sie hatten den Weißwein der umliegenden Hügel gekostet, in Englisch, Holländisch und Spanisch geradebrecht und die Stoffe und den Halsschmuck der schwarzen Frauen bewundert.

Am ersten Abend waren sie ziellos umhergestreift, von Terrasse zu Taverne und von Taverne zu Terrasse, und hatten währenddessen Schoppen und Krüge geleert. In der vierten Kneipe war aus irgendeinem Grund Streit zwischen französischen und englischen Matrosen ausgebrochen. Sie hatten sich auf die Seite ihrer Landsleute geschlagen, den Engländern eine ordentliche Tracht Prügel verpasst und in der nächsten Taverne mit den neuen Freunden die Flucht der anderen begossen. Hinterher erinnerte sich keiner von ihnen mehr, wie es weitergegangen war, und auch nicht, wie sie wieder an Bord gelangt waren.

Zwei Nächte darauf gingen sie erneut in die Stadt. Nach einer Mahlzeit aus Fleisch und frischem Gemüse hatten sie sich zu einem Etablissement begeben, von erfahrenen Matrosen empfohlen und

durch die rote Laterne, die draußen auf der Gasse hing, leicht zu erkennen. Die Mädchen erschienen, präsentierten sich und machten dabei ein paar Tanzschritte. Die vier Matrosen erhoben sich, trafen ihre Wahl, und man einigte sich auf den Preis.

Ihm war die dunkelste Mulattin zugefallen. Sie zog ihn in eine der Hütten aus Stroh und Lehm, die sich hinten im Hof aneinanderreiheten. Sie verstand kein Französisch, und er nutzte die Gelegenheit zu ein paar obszönen Bemerkungen, wobei er breit lächelte. Sie reagierte darauf mit einem langen unverständlichen Gemurmel und schloss die Tür. Im Raum befanden sich eine Strohmatratze, eine Waschschüssel und eine Kerze. Im Halbdunkel zog er seine Kleider aus und legte sich neben sie. Die Luft war warm, durch Löcher in den Wänden drang das Stöhnen seiner Kameraden, doch irgendwann beschäftigte er sich nur noch mit seiner eigenen Lust.

Als er fertig war, wäre er fast eingenickt, so sehr lullte ihn die Wärme dieser dunklen Haut ein – aber dann signalisierten harte Schläge an der Tür, dass die bezahlte Zeit abgelaufen war. Er zog sich wieder an, traf auf seine Gefährten, und zusammen leerten sie noch einen Krug, während sie sich ihrer Liebesabenteuer rühmten.

Er erreichte seine Hütte im letzten Dämmerlicht, schaffte es hinein-zukriechen, ohne sie zum Einsturz zu bringen, und sich auf dem Farn niederzulegen. Es lag sich hart, vor allem aber war der Sandboden eben und unbewegt, ganz anders als seine gewohnte Hängematte. Auf der Weiterfahrt hatte er oft an die Hure aus Kapstadt gedacht und bedauert, sie nicht nach ihrem Namen gefragt zu haben. Ihr Gesichtchen, das er nur flüchtig wahrgenommen hatte, war ihm kaum noch in Erinnerung, umso mehr jedoch ihr Geruch und die Beschaffenheit ihrer Haut. Seine Gefährten hatten sich über ihr dunkles Aussehen lustig gemacht. Niemals zuvor war er während eines Landgangs mit einer Frau zusammen gewesen, deren Hautfarbe sich von seiner weißen so drastisch unterschied. Aber das machte nichts. Ihre Haut hatte

ihn in seinen Nächten in der Hängematte nicht mehr losgelassen, und als er jetzt ausgestreckt auf dem fremden Boden lag, war er von den Sehnsüchten dieser Träume erfüllt.

Nach Kapstadt war dann alles schiefgelaufen. Der Kapitän hatte eine sehr weit südlich verlaufende Route gewählt, um von den Ostwinden zu profitieren. Sie gerieten in einen Sturm, in Schneeböen und eine heftige Kreuzsee. Sechs Tage lang versuchten sie unermüdlich voranzukommen, dann gaben sie auf und kehrten in ruhigere Breitengrade zurück. Schiff und Besatzung waren sehr mitgenommen: zerbrochene Spieren, zerrissene Segel, zahlreiche Prellungen. Außerdem hatte sich ein Mastwächter, ein Junge aus Sables, beim Sturz von einem Marssegel die Schulter gebrochen. Der Steuermann flickte ihn, so gut es ging, wieder zusammen. Auch in den Laderäumen hatte der Sturm gewütet und einige Wasserfässer beschädigt.

In Kapstadt nahmen sie einen Bretonen aus Guilvinec an Bord, der vorgab, von einem englischen Schiff desertiert zu sein. Er machte keinen besonders tüchtigen Eindruck, aber der Kapitän, stets auf der Suche nach Leuten, heuerte ihn an. Während des Sturms war der Mann, von allen Seiten verflucht, unter Deck geblieben und hatte schließlich behauptet, krank zu sein. Es ging das Gerücht um, dass er gar nicht desertiert, sondern wegen seines schlechten Zustands an Land gesetzt worden sei. Der Steuermann probierte einige seiner Heilmethoden an ihm aus, doch der Bretone magerte immer weiter ab. Zehn Tage, nachdem sie ausgelaufen waren, starb er. Obwohl niemand Zeit oder Interesse gehabt hätte, näher Bekanntschaft zu schließen, hinterlässt der Tod eines Kameraden jedes Mal Spuren.

Auf den Karten war die Sankt-Paul-Insel inmitten des Indischen Ozeans verzeichnet. Der Kapitän hoffte, dort die Wasservorräte auffüllen zu können, und auf ein wenig Erholung für den Verletzten. Das Meer zeigte sich fortan wieder von seiner freundlichen Seite, mit langen gekräuselten Dünungswellen. Unter dem wolkenverhangenen

Himmel schwebten Nebelbänke an ihnen vorüber. Sie fanden die Sankt-Paul-Insel und umrundeten sie: Es war ein erloschener Vulkan, von einem Fluss oder Bach keine Spur, genauso wenig von einem Landungs- oder Ankerplatz.

Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als Kurs auf Australien zu nehmen. Nach den Worten des Steuermanns war die sehr lange Westküste trügerisch, sandig, ohne Frischwasserquellen oder Zufluchtsmöglichkeiten. Die Südküste war noch weitgehend unerforscht. An der Ostküste hatten die Engländer zwei Strafkolonien gegründet, Sydney und Hobart Town in Tasmanien. Sie wollten es an der Nordküste versuchen, weil sie dann notfalls nach Java weitersegeln konnten oder zu den Sundainseln, zu einer der holländischen Kolonien.

Nach der Sankt-Paul-Insel herrschte fast völlige Flaute. Die schwache Brise rieb die schlaffen Segel bloß seidig knisternd aneinander und hinderte sie daran, weiter nach Süden vorzudringen. Die feuchte Hitze wurde unerträglich. Der an Deck gebrachte Verletzte litt sehr, und dann erkrankten auch noch ein Schiffsjunge und der Schiffszimmermann, die beiden klagten unentwegt über Durst. Der Kapitän beschloss, das Wasser zu rationieren. Zwei Monate waren vergangen, seit sie Bordeaux verlassen hatten.

Der Wind wehte wieder stärker, aber von vorn. Fünf Tage lang lavierten sie, nur um schließlich festzustellen, dass eine Gegenströmung jedes Fortkommen unmöglich machte. Das laue Meerwasser und die Hitze ließen die Luft im wie auf dem Schiff unerträglich schwül werden. Der Verletzte und die beiden Kranken lagen stöhnend vor dem Hauptmast, wo man sie hingebettet hatte. Das Gesicht des Kapitäns verfinsterte sich. Im Vorschiff kursierten Geschichten über Zwischenfälle, die sich auf seinen vorherigen Chinareisen ereignet haben sollen. Die Männer sangen abends nicht mehr.

Der Schiffsjunge starb, ein netter kleiner Kerl aus Quimper in der Bretagne, sein Todeskampf bestürzte alle. Regengüsse verschleierten den Horizont, aber die Saint-Paul schienen sie absichtlich zu meiden.

Als Nächstes erkrankte ein Matrose aus Sète, und dem Kapitän war die Verzweiflung deutlich anzumerken. Es kam zu lautstarken Auseinandersetzungen zwischen ihm und dem Steuermann.

Nach zwei Wochen Flaute, gefolgt von Gegenwind, kam endlich eine steife Brise aus Südwesten. Die Luft atmete sich wieder leichter. Doch unerklärlicherweise erkrankten darauf zwei weitere Matrosen. Zwei Tote, ein Verletzter und drei Kranke: Für eine Vollbesegelung waren nicht mehr genügend Leute vorhanden, und der Kapitän konnte trotz des günstigen Winds nur mit reduzierter Takelage segeln. Die Wasserrationen wurden nochmals verknappt.

Weiträumig umfuhren sie die australische Westküste und die Spitze im Nordwesten.

Sie segelten in den Golf von Carpentaria und mit einigem Abstand am Festland entlang, sahen aus der Distanz allerdings nichts als unwirtliche Mangrovenwälder und ausgedehnte Sandflächen. Der Kapitän wagte es nicht, näher heranzufahren, um mehr zu erkennen, stattdessen entfernten sie sich abends und kehrten erst am nächsten Morgen in Küstennähe zurück. Die Arafurasee schien kein Ende nehmen zu wollen. Eine Woche lang tasteten sie sich Stück für Stück voran, bis die Inseln der Torres-Straße in Sicht kamen. Aber auch dort wollte der Kapitän nicht anlegen, weil er fürchtete, von Wilden angegriffen zu werden. Die Hitze war wieder unerträglich. Der Zustand der Kranken besserte sich nicht.

Das Schiff segelte auf Südkurs weiter und bahnte sich seinen Weg durch ein Gewirr von Sandinseln und Korallenbänken, die überall zum Vorschein kamen und den Rumpf aufzuschlitzen drohten. Am dritten Tag gelang es ihnen, dem Festland recht nahe zu kommen, und sie entdeckten hinter einer felsigen Halbinsel eine einladende, von Bäumen gesäumte Bucht. Der Kapitän beschloss, sie zu erkunden, kündigte jedoch an, Australien zu verlassen und Kurs auf Java zu nehmen, sollte sich dieser Teil des Festlands als ebenso unwirtlich erweisen wie der Rest. Man ließ die Schaluppe zu Wasser und teilte

die Wachen ein. Die Männer legten sich in die Riemen und erreichten mit vier Fässern für Frischwasser den Strand.

Ja, nach Kapstadt war wirklich alles immer schlimmer geworden. Was hätte er jetzt auf seinem Bett aus Farnkraut nicht für ein großes Glas Wasser gegeben ...

Er schlief ein und vergaß dabei Hunger und Durst. Mehrmals in der Nacht glaubte er, für ein falsches Manöver ausgeschimpft zu werden, und wachte auf, umgeben vom Tappen nackter Füße auf den Planken und dem Schnarchen seiner Kameraden. Doch nein, um ihn herum herrschte nur die Stille dieses unbekannten Landes, seine Hängematte war einem Lager aus Blättern gewichen, und so blieb ihm nichts anderes, als die Augen wieder zu schließen, erstaunt, überhaupt noch am Leben zu sein.

Am nächsten Morgen brauchte es einen Augenblick, bis er sich an die Ereignisse des Vortags erinnerte. Er stand mit einem Satz auf und brachte dabei die notdürftige Hütte zum Einsturz. Die Sonne war gerade aufgegangen, aber kein einziger Vogel zwitscherte. Er stieg wieder aus der Talmulde und dann auf die Anhöhe zu seinem Beobachtungsposten. Ein Blick genügte, und er begriff, dass heute nicht mehr mit Rettung zu rechnen war: Über den grauen, tief hängenden Himmel jagten regenschwere Wolken, weit draußen schäumte das Meer, hohe Wogen prallten gegen die Klippen, welche die Bucht umschlossen, und wühlten das Wasser auf. Kein Seemann würde hier sein Schiff riskieren.

Die Einsamkeit war niederschmetternd. Er sank zu Boden, legte den Kopf auf seine Knie und kämpfte gegen die Tränen, welche mit der Wut in ihm aufstiegen. Seine Zunge klebte trocken am Gaumen. Um ihn wirbelten Windstöße Sand auf.

Er lief zum Strand hinunter und die Bucht entlang Richtung Süden. Die Baumreihe, die er dort am Vortag ausgemacht hatte, verdichtete sich allmählich zu einem Busch, der sich in dem Moment,

da er ihn erreichte, als Mangrovenwald erwies. Die Mangroven standen in schlammigem Brackwasser und boten Lebensraum für Gott weiß was für Getier. Er kehrte dem Meer den Rücken und setzte seinen Weg am Rand dieser bewachsenen Rinne fort. Die Hochebene fiel ab zu einer Fläche von unbestimmtem Ausmaß, Sumpfland, so weit das Auge reichte. Entmutigt ging er denselben Weg wieder zurück. Was hätte er getan, wenn er einen Pfad gefunden hätte? Den Mangrovenwald durchquert, nur um an einem anderen Strand herauszugelangen? Wozu? Die einzige europäische Siedlung, Sydney, lag Hunderte von Meilen entfernt. Ohne Wasser, ohne Proviant und ohne Karte hatte er keine Chance, dort jemals anzukommen. Und falls Rettung eintraf, würde man ohnehin nur an dem Ort suchen, wo man ihn verloren hatte.

Der Wind nahm an Stärke zu und ließ Äste krachen. Schwarze Wolken schoben sich über die Bucht hinweg, Regen brachten sie aber erst am Horizont. Das Meer brauste und warf lange Algen an den Strand. Mit der Ebbe wurden einige Korallenblöcke sichtbar. Er watete ins Wasser und suchte sie ab, pflückte von ihnen fünf Schalentiere, die ihn an Muscheln erinnerten. Waren sie essbar? Er zögerte nicht länger – die weichen, salzigen Fleischstückchen verschlimmerten Hunger und Durst jedoch nur.

Ihm wurde schwindlig. Er setzte sich unter einen Eukalyptus und versuchte, im Schlaf sein Unglück zu vergessen. Um seine Sicherheit sorgte er sich nicht weiter: In dieser Gegend gab es offensichtlich weder wilde Tiere noch Menschen.

Als er erwachte, schien das größte Unwetter vorüber. Es war einem bleiernen Himmel und drückender Hitze gewichen. Ohne irgendeine Hoffnung oder Absicht, nur um sich zu beschäftigen, wanderte er zur Felsspitze, welche die Bucht nach Norden abschloss. Mit dem toten, chaotisch aufgetürmten Korallengestein war nichts anzufangen. Er kletterte zur Spitze hinauf und entdeckte eine weitere Küste,

die aus kleinen, von engen Buchten unterbrochenen Klippen bestand, die selbst vom Meer her unzugänglich waren. Landeinwärts erstreckte sich in staubigem Grün die Ebene mit ihrer eintönigen Vegetation.

Allem Anschein nach war Ebbe, das brachte ihn auf die Idee, eine Fischfalle zu bauen. Er hatte davon gehört, und ein Versuch konnte nicht schaden. Eine Stunde lang schob er Brocken und Steine zusammen und errichtete eine halbkreisförmige Mauer, die zum Strand hin offen war. Bei Flut würden sich unvorsichtige Fische in dem Halbkreis ausruhen und dann bei der nächsten Ebbe so freundlich sein, sich mit bloßen Händen fangen zu lassen.

Als er seine Arbeit beendet hatte, wurden Hunger und Durst übermächtig. Auf dem Schiff war das Wasser seit zwei Wochen rationiert gewesen. Er hatte seit mehr als einem Tag nicht mehr uriniert und wusste, dass das ein schlechtes Zeichen war. Die Bäume trugen keine Früchte, die knorrigen Stämme der Büsche boten keinerlei Unterschlupf. Er kehrte in den Schatten, zu seinem Beobachtungsposten auf dem Kliff, zurück. Die Dämmerung nahte. Draußen auf dem Meer schien sich das Wasser zu beruhigen, nur eine lange Dünung, die noch vom Unwetter herrührte, war sichtbar. Auf der Saint-Paul wurde es nun Zeit für die Abendsuppe, Zeit für Erzählungen und Gesänge am Ende des Arbeitstags, vor Einbruch der Nacht. Sprach man gerade über ihn? Hatte sich der Kapitän zu seiner Person geäußert? An Bord litten ein Verletzter und drei Kranke, es fehlte an Wasser. Dem Kapitän musste daran gelegen sein, ihn so schnell wie möglich aufzulesen, um die Fahrt nach Java und China fortsetzen zu können. Wahrscheinlich war er mittlerweile zu dem Schluss gekommen, dass zwei Tage an Land, ohne Wasser, ohne Proviant und ohne Kontakt, als Strafe ausreichten – für die Dummheit, auf der anderen Seite der Steilküste allein und befehlswidrig auf Erkundungstour gegangen zu sein. Bei Tagesanbruch würde die Flut kommen, der Schoner also wieder außerhalb der Bucht bleiben und nur die Schaluppe zu Wasser gelas-

sen werden. Die Ruderer würden ihn finden und nach anfänglicher Besorgtheit mit Schmähungen überziehen – ihm dann aber doch Wasser und Schiffskeks geben.

Nein. Er machte sich was vor. Verknappte Wasserrationen, ein Verletzter, drei Kranke. Der Kapitän würde versuchen, diese vier zu retten, und nicht wertvolle Zeit damit verschwenden, nach dem einen Übermütigen zu suchen, würde nicht für diesen einen auf offener See, im Unwetter ausharren und so lange gegen den Wind ankreuzen, bis er aufs Festland gelangen könnte. Wozu auch? Bloß um festzustellen, dass den vermissten Matrosen wilde Tiere oder Kannibalen gefressen hatten? Wer würde das Leben von vier Männern aufs Spiel setzen, um einen zu retten, der vermutlich schon tot war? Der gesunde Menschenverstand verlangte, gleich nach Rückkehr der Schaluppe dem Sturm zu trotzen und so schnell wie möglich Richtung Java aufzubrechen. Schon seit zwei Tagen war die Saint-Paul nach Norden unterwegs – während er hier oben auf seinem Ausguck hockte ... Sie würden nie zurückkommen.

Nein, das konnte nicht sein. Gegen eine so unmenschliche Entscheidung hätte die gesamte Besatzung gemeutert, sie hätten den Kapitän gezwungen, ihm zu Hilfe zu eilen, alle gemeinsam! Wirklich alle? Wer würde für ihn den Aufstand proben? Pierre? Joseph? Yvon? Er zählte seine Verbündeten an den Fingern ab, zögerte, begann von vorn – und gab auf.

Seine Überlegungen waren nicht nur sinnlos, sie waren gefährlich. Er musste sich jetzt ganz aufs Überleben konzentrieren und vor allem etwas trinken, das allein zählte.

Schnell erhob er sich. Ein Schwindelgefühl überkam ihn, er stützte sich gegen den Stamm und hielt inne, um nicht gleich wieder einzuknicken. Der Hunger höhnte ihn aus. Er näherte sich dem Rand des Kliffs, blickte auf das harte, sich verdunkelnde Blau des Wassers, legte seine Hände wie einen Trichter an den Mund und schrie:

«Ich heiße Narcisse Pelletier und bin Matrose auf der Saint-Paul.»

Seine Worte verloren sich ohne Echo in der Weite des Horizonts. Doch hatte er das Gefühl, mit diesem Ausruf etwas von seiner Würde wiedererlangt zu haben.

Beim Anblick des im Sand verstreuten Gesteins kam ihm eine weitere Idee. Er ging zum Strand hinunter und begann, die Felsbrocken und Steine in Form eines Pfeils anzuordnen, der zum Kliff und zur Talmulde zeigte, in der er schlief. Sollten seine Kameraden kommen und er gerade nicht am Strand sein, würden sie sofort wissen, dass er am Leben und in dieser Richtung zu finden war. Er machte sich an die Arbeit, schleppte die größten, gerade noch tragbaren Brocken heran und ließ einen neben den anderen fallen. In die Zwischenräume streute er Kiesel und schaffte alle anderen Steine aus der Umgebung fort, damit sein Werk im makellosen Sand gut sichtbar war. Für zwei Stunden wurde er zum Arbeiter. Dabei wollte er sich auch beweisen, dass er trotz des Dursts noch immer schweres Gewicht tragen konnte.

Er betrachtete sein Werk oben vom Kliff aus. Der Pfeil war fünf Meter lang, mit deutlich erkennbaren Flügeln. Man konnte ihn nicht übersehen, es handelte sich um eine klare Aufforderung. Welches Schiff würde einem solchen Zeichen widerstehen können, das vielleicht zu einem Schatz wies ...?

Auf dem Weg zum Nachtlager brach er Zweige ab, um seinen Pfad zu markieren. Es war ihm gleichgültig, ob er sich damit auch für mögliche Angreifer auffindbar machen würde und nicht nur für seine Retter, deren Ankunft immer unwahrscheinlicher wurde.

Die über dem Lager zusammengefallenen Äste richtete er gar nicht erst wieder auf, sondern warf sie beiseite und legte sich ohne die Illusion eines Schutzes auf den Farn.

Seine Zunge klebte am Gaumen und war trocken wie ein Stein, aus der Kehle stieg der Geschmack von Galle auf. Seine Arm- und Beinmuskeln schmerzten. Halb in die Blätter vergraben, begann er

zu weinen, leise und tränenlos, von lautlosem Schluchzen geschüttelt. Irgendwann schlief er ein.

Am dritten Tag wurde alles noch schlimmer. Er erwachte und fühlte sich völlig entkräftet, mit leerem Kopf und schlottrigen Beinen. Der Himmel war blau, die laue Brise half nicht gegen die drückende Hitze. Er schaffte sich wieder den Hang bis zum Kamm hinauf: weder Schiff noch Segel am Horizont. Er schlief im Staub ein – vielleicht war er auch ohnmächtig geworden. Als er wieder zu sich kam, näherte sich die Sonne ihrem Zenit und es war Ebbe. Er lief durch den heißen Sand, um seinen Fang einzusammeln, aber die Fischfalle war leer. Eine andere Idee, um an Wasser und Nahrung zu kommen, hatte er nicht. Diese Gegend war so karg und einsam wie alle arabischen Wüsten zusammen. Er bekam Halluzinationen und glaubte, einen großen Hasen mit rotem Fell zu sehen, der auf seinen Hinterpfoten oben am Kliff herumsprang. Er zwinkerte kurz, dann war kein Hase mehr da.

Er ging wieder hinauf und legte sich unter sein Bäumchen, den Blick auf die Bucht gerichtet. Es war unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Er konnte sich nicht an die Gesichter seiner Kameraden auf der Saint-Paul erinnern.

Stattdessen sah er seine Trauerfeier in der Dorfkirche vor sich. Die Nachricht von seinem Verschwinden hätte seine Eltern erst nach Monaten erreicht, sie würden eine Messe für ihn lesen lassen. Sein Bruder Lucien, ein Schusterlehrling, wäre anwesend, auch seine kleine Schwester Émilie, die sich bei seinen seltenen Besuchen immer so überschwänglich für die Mitbringsel bedankte ... Als Messdiener hatte er einmal das Begräbnis eines jungen Fischers miterlebt, der nicht mehr von der See zurückgekehrt war: Die Trauer der Verwandten schien angesichts des fehlenden Sargs noch schmerzlicher.

Sein Bruder übernahm die väterliche Werkstatt, er selbst, der Zweitgeborene, musste sein Glück anderswo suchen: Mit fünfzehn